

🔒 Europäischer Gesundheitskongress

Wie junge Ärztinnen und Ärzte künftig arbeiten wollen

Auch die „Generation Z“ studiert Medizin aus Überzeugung. Sie will sich aber nicht in der digitalen Steinzeit wiederfinden oder bis zum Letzten aufopfern. Und sie kommuniziert das selbstbewusst.



Von Michaela Schneider (/Nachrichten/Michaela-Schneider-au89400.html)

Veröffentlicht: 10.10.2022, 12:58 Uhr



Von einer psychisch gesunden Ärztin profitieren auch die Patienten: Isabel Würth, Medizinstudentin im elften Semester in Regensburg und ehemalige Vorsitzende der Fachschaft Humanmedizin Regensburg.

© Michaela Schneider

München. Der sogenannten Generation „Z“ – junge Menschen, die zwischen 1995 und 2010 zur Welt gekommen sind – wird nachgesagt, dass sie nicht mehr nur für den Beruf leben will. Und sie will Sinnhaftigkeit in der Arbeit finden.

Die Generation Z habe mehr Verständnis für Mental Health als ältere Kollegen und wolle nicht im Burnout landen, sagt Isabel Würth, Medizinstudentin im elften Semester in Regensburg und ehemalige Vorsitzende der Fachschaft Humanmedizin Regensburg. Von einem psychisch gesunden Arzt profitierten schließlich auch die Patienten.

Beim Europäischen Gesundheitskongress in München diskutierte die 24-Jährige bei einem Podium mit zur Zukunft der ambulanten Versorgung unter der Fragestellung: „In welchen Strukturen will die nächste Generation arbeiten?“ Beispiele für Alternativen zur Niederlassung als „Einzelkämpfer“ gibt es zuhauf – angefangen bei Berufsausübungsgemeinschaften (BAG), Praxisgemeinschaften oder Jobsharing über die Anstellung etwa auch bei einem Medizinischen Versorgungszentrum bis hin zu speziellen Modellen wie etwa der übergangsweisen Anstellung in einer KVB-Eigeneinrichtung.

„Idealismus geht bald verloren“

Zurück zu Isabel Würth. Man beginne das Studium mit Idealismus, sagt sie, doch der gehe bald verloren, sobald man Einblicke in den Klinikalltag erhalte. Stichworte wie Überstunden, Bürokratie und Personalmangel fallen. Und man finde sich, so Würth, in der digitalen Steinzeit wieder und bediene zum ersten Mal im Leben ein Faxgerät. Mit Blick auf die steigende Zahl an Frauen in der Medizin fordert die 24-Jährige familienfreundliche Teilzeitmodelle und Kinderbetreuungsangebote.

Den Trend zum Angestelltenverhältnis kann Isabel Würth gut nachvollziehen: „Wenn ich dann nach Hause gehe, ist Freizeit Freiheit.“ Sich niederzulassen bedeute indes, ein Unternehmen zu gründen mit Angestellten, aber ohne BWL-Kenntnisse. Das sei mutig. Wenn man dieses Risiko eingehe, dann heute wohl eher in Gemeinschaft. Mit Blick auf den Ärztemangel sagte sie selbstbewusst: „Wir haben das Privileg: Wie haben die Wahl.“ Entsprechend forderte sie, Strukturen so zu ändern, dass auch junge Leute in Zukunft in diesen gern arbeiten.

„Sicherstellen, dass wir nicht in 20 Jahren Pleite gehen“

Als nächstes tritt Mira Faßbach ans Mikrofon, eine junge Fachärztin in der Urologie und Vertreterin des Bündnisses Junge Ärzte (BJÄ). Viele Junge sagten: Unter dem ökonomischen Druck sähen sie die Versorgung der Patienten in Gefahr, erzählt sie.

Als Arzt oder Ärztin sei man dem einzelnen Patienten, dem Staat und der Gesellschaft verpflichtet. „Wir müssen wirtschaftlich mit Versichertengeldern umgehen, aber auch sicherstellen, dass wir nicht mit unserem Privatvermögen haften und in 20 Jahren Pleite gehen“, skizzierte sie den Spagat im Falle einer Niederlassung.

„Wir haben eine hohe Leistungsbereitschaft, opfern uns aber nicht bis zum Äußersten auf“: Mira Faßbach, Vertreterin des Bündnisses Junge Ärzte (BJÄ).

© Michaela Schneider

Und: „Wir haben eine hohe Leistungsbereitschaft, opfern uns aber nicht bis zum Äußersten auf.“ Heute würden andere Familienmodelle als früher gelebt. Gleichzeitig habe es gewisse Reize, freiberuflich zu arbeiten – und eben da müssten die jungen Kolleginnen und Kollegen abgeholt werden.

Sie persönlich, sagt Faßbach, betrachtet eine Anstellung durchaus als Zwischenschritt, um sich dann – vielleicht – mittelfristig selbst ambulant niederzulassen. Sie spricht von einer Zeit, um im sicheren Fahrwasser zu lernen und sich erst in einer Praxis einzuleben, ehe man investiere und sich binde.

„Erstmal müssen wir übers Können reden“

Dr. Nicolas Scherer schließlich arbeitet als Assistenzarzt für Augenheilkunde an der Augenklinik der LMU München. „Wollen wir jungen Ärzte uns niederlassen? Erst einmal müssen wir übers Können reden“, sagt er.

Wolle man sich als Augenarzt in München niederlassen, schildert er die Situation in der Landeshauptstadt, sehe man sich mit Ketten internationaler Finanzinvestoren konfrontiert, die zum Teil inzwischen mehr als 60 Standorte betreiben. Dadurch sind monopolartige Strukturen entstanden – und die Preise sind explodiert. „Die Politik hat hier nicht reagiert. Sie hat keine Maßnahmen getroffen, um etwas dagegen zu tun“, kritisiert er.

„Ein wahres Bürokratiemonster wartet auf uns“: Dr. Nicolas Scherer, Assistenzarzt für Augenheilkunde an der Augenklinik der LMU München.

© Michaela Schneider

Und auch, was das Wollen angeht, zeigt sich Scherer mit Blick auf die Niederlassung ein Stück weit skeptisch. „Ein wahres Bürokratiemonster wartet auf uns“, sagt er. Von Work-Life-Balance könne keine Rede sein, wenn man sich nach dem letzten Patienten am Abend darum noch kümmern müsse.

„Viele Junge wollen gerne etwas wagen“, sagt Dr. Nicolas Scherer. „Gleichzeitig sollten die Politik, die Organe der Selbstverwaltung und Co. uns aber dabei helfen, etwas wagen zu können.“